

DENK MAL

Verstörende Bilder. Wenige Tage vor dem Holocaustgedenktag besuchte ich die im Herbst eingeweihten Namensmauern. Mir verschlug es die Sprache. Nicht wegen der Verbrechen, an die hier erinnert wird und derer ich gedenken wollte. Auf der Fassade der hinter der Gedenkstätte stehenden Nationalbank türmt sich derzeit eine Lichtinstallation auf. Im fröhlichen Wechselspiel leuchten Scheine und Münzen anlässlich des 20-jährigen EURO-Jubiläums.

Kurz darauf erschien im *Standard* der Artikel *Reichste Österreicherinnen und Österreicher sind reicher als vermutet*. Die Gedenkstätte wurde dabei zur einrahmenden Kulisse: über den Namen der über 64.000 ermordeten österreichischen Jüdinnen und Juden Geldscheine in Pastelltönen. Aber ist nicht ein Teil dieses Reichtums eine Folge von systematischer Beraubung, Vertreibung und Ermordung während des Nationalsozialismus? Werden hier nicht gar unerträgliche Assoziationen zu antisemitischen Stereotypen reproduziert?

Bei der Einweihung der Illumination durch die Nationalbank wurde dieser Ort von den Rednern als «romantisch» beschrieben. Da hatte die Projektion noch nicht einmal begonnen. Im Blickfeld der Redner: die Namensmauern. Oder blendeten die Herren das Scheinwerferlicht? Gestört sahen sie die Romantik nur vom Baulärm an der U-Bahn. Bargeld wurde als inkludierendes Zahlungsmittel schlechthin beschworen. Wohl dem, der es hat.

Am Denkmal selbst wurde verschiedentlich Kritik geübt. Am Verfahren, der Ästhetik. Nun steht es aber da, und es kann kaum umgestellt oder abgerissen werden. Wie gehen wir jetzt damit um? Der Nationalbank kommt als unmittelbare Nachbarin eine besondere Verantwortung zu. Der Bilderreigen deutet auf mangelnde



Sensibilisierung im Umgang mit dem Holocaust hin, wenn derart unbedarft verstörende Bilder produziert werden.

Ich sehne mich nach dem Frühling. Dann endet dieser pietätlose Eurotaumel. Dann komme ich wieder, um im von der belebten Straße abgetrennten Raum der Ermordeten zu gedenken.

Tanja Schult, Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität, zurzeit Gastforscherin in Wien

Foto: Michael Bigus

Lösungen zu Seite 43



Alma Karlin: Nazigegnerin und Antikommunistin

Die widerständige Weltreisende

Im August 1944 verlässt die Schriftstellerin Alma M. Karlin ihr Haus bei Cilli/Celje, um sich zu den Tito-Partisan_innen zu begeben. Ihr Plan ist es, über die Partisan_innen Kontakt zur britischen Armee zu knüpfen und nach Großbritannien zu gelangen. Karlins Bericht über dieses kräftezehrende, gefährliche und letztlich fruchtlose Unternehmen umfasst ein Drittel des Bandes *Dann geh ich in den grünen Wald. Meine Reise zu den Partisanen*, herausgegeben von Jerneja Jezernik, Biografin und profunde Kennerin von Karlins Leben und Werk. Wie kam es, dass die ehemalige Bestseller-Autorin von Reisebüchern und Romanen, sich zu diesem verzweifelten Versuch entschloss, obwohl sie eine strikte Antikommunistin war?

Alma Karlin (1889–1950) war Angehörige der deutschsprachigen Bevölkerung Sloweniens und Faschismus-Gegnerin. Sie gelangte ins Visier der Gestapo. Amtsvorladungen, Verhöre, Hausdurchsuchungen, Bespitzelung waren die Folge, für mehrere Monate war Karlin in ein Lager gesperrt. Einnahmen hatte sie keine, nachdem 1941 ihre Bücher verboten worden waren. Sie war bitterarm und gesundheitlich angeschlagen. Die Strapazen (Fußmärsche in unwegsamem Gelände, Kälte, Nässe, schlechte Nahrungsversorgung)

untergruben die Gesundheit der zierlichen Frau weiter. Nach England gelangte sie nicht. Erst nach Ende des Krieges konnte sie nach Celje zurückkehren.

Karlin schildert ihre Erlebnisse und Begegnungen zwischen 1938 und 1945 oft hochironisch, entwickelt Galgenhumor, kritisiert hellseherisch die Entwicklungen in Politik und Geschichte und das Verhalten vieler ihrer Mitmenschen. Stellenweise ist ihr Lamento jedoch befremdlich, etwa, wenn sie sich beklagt, welche Ungemach ihr zwei jüdische Publizisten, die sie unterstützt hatte, bescherten.

Seit den 1990ern wird Karlins Werk in Slowenien und im deutschen Sprachraum (wieder)entdeckt und z. T. neu veröffentlicht. Ein Großteil ihrer Manuskripte liegt noch unpubliziert in slowenischen Archiven.

JL



Dann geh ich in den grünen Wald. Meine Reise zu den Partisanen von Alma M. Karlin hg. von Jerneja Jezernik Drava 2021 366 Seiten, 21 Euro

DENK MAL

Widerständig. S-Bahnhof Hernalds: Ich schaue durch die Fenster auf den Park. Dort unten ein Betonblock mit einer elektronischen Anzeige. Alle zehn Minuten zeigt sie einen neuen Namen. Insgesamt 2.400. Namen von Menschen, die sich gegen den Nationalsozialismus gewehrt haben. Menschen aus diesem Grätzl. Das erklärt die in der Nähe aufgestellte Informationstafel.

Auf dem Boden davor Graffiti-Tags. Drei Männer auf einer Bank quatschen mich an. Zwei zeigen mit ihren Bierdosen auf das Infoschild und lachen darüber, dass es verboten ist, das Denkmal zu berühren. Fair enough. Lukas, Mitte 30, klärt mich auf: Dies sei eigentlich kein Denkmal, sondern eine Gedenkstätte. «Der Park wurde vor ein paar Jahren neugestaltet und in «Park der Freiheit» umbenannt. Man hat den Trinkbrunnen versetzt und an dessen Stelle das Denkmal und daneben die Schilder aufgestellt.» Lukas glaubt, dass viele

das aber gar nicht wahrnehmen. «Wie am Morzinplatz, das Denkmal an der Ecke, daran gehen die meisten auch einfach vorbei. Aber mich interessiert das, wie Menschen sich in Extremsituationen verhalten.» Ein Mann mit Kampfhund schreit eine Frau an. Es geht um Drogen. Mir wird mulmig zumute.

In der Zeit, in der ich hier war, waren auf der Anzeigetafel die Namen dreier Menschen zu lesen. Namen, die heute wohl keiner mehr kennt, aber daran erinnern, dass es hier, in Hernalds, Widerstand gegen die Nazis gab.

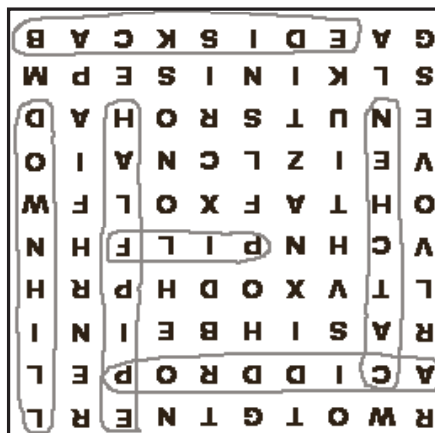
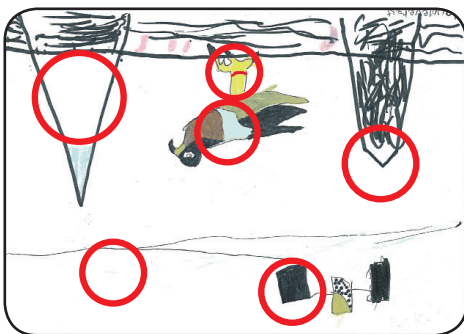
Lukas findet gut, dass diesen Menschen an diesem Ort gedacht wird. Und was denkst du?

Text: Tanja Schult, Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität, zurzeit Gastforscherin in Wien

Foto: Michael Bigus



Lösungen zu Seite 35



Der Ludo-Hartmann-Hof in der Josefstadt einst und heute Deportationen aus dem Prachtbau

Es ist natürlich kein Zufall, dass just in der bürgerlichen Josefstadt Mitte der 1920er-Jahre ein luxuriöser Gemeindebau errichtet wurde. Der Ludo-Hartmann-Hof in der Albertgasse ist mit seinem dekadent anmutenden palmenartigen Säulengang ein Eyecatcher. Auch im Inneren fällt er aus der Reihe, denn einige Wohnungen sind überdurchschnittlich groß angelegt worden – für höhere Beamte der Stadt Wien.

Wie viele höhere Magistratler_innen gegenwärtig in diesem Prachtbau des «Roten Wien» wohnen, entzieht sich der Kenntnis der Augustin-Redaktion. So viel ist aber bekannt, dass sich in einem ehemaligen Geschäftslokal des Ludo-Hartmann-Hofs, benannt nach dem Historiker und Mitbegründer der Wiener Volkshochschulen, die Redaktion von *derAchte* befindet. Eine politisch unabhängige Bezirkszeitung mit einer für Bewohner_innen der Josefstadt niederschweligen Redaktionsstube, quasi ein Grätzl-Treffpunkt.

Gemeinsam mit dem Verein *Steine der Erinnerung* hat nun *derAchte* ein Projekt zur



Der Ludo-Hartmann-Hof (ca.1926 aufgenommen) in der Josefstadt ist Ausgangsort eines neuen Projekts zur Erinnerungskultur

Erinnerungskultur angestoßen, konkret zum Thema «Kündigungsgrund Nichtarier». Kurz nach dem «Anschluss» im März 1938 haben im Wiener Rathaus sitzende Nazis damit begonnen, jüdischen Mieter_innen mit 31. Juli 1938 die städtischen Wohnungen zu kündigen. Etwa 2.000 Wohnungen waren davon betroffen.

Einen Vortrag zum Thema hält die Historikerin Brigitte Ungar-Klein Ende März. Und Hannah Lessing, Tochter des Fotografen Erich Lessing, wird über ihre Familie, die aus dem Ludo-Hartmann-Hof deportiert wurde, erzählen. Danach geht es auf einen Rundgang durch diese Wohnanlage.

reisch

30. März, 18.30 Uhr
Redaktion derAchte
8., Albertgasse 13–15
<https://derachte.at>

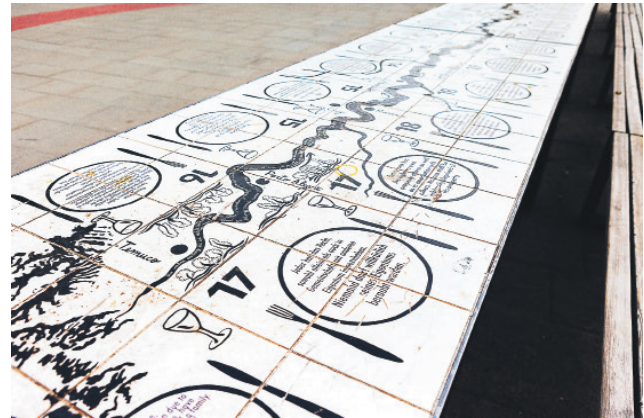
DENK MAL

Mitverantwortung. Auf dem Weg zum Theater schaue ich noch beim Tisch der Menschenrechte vorbei. Seit 2018 lädt Françoise Schein uns ein, an einer langen Tafel Platz zu nehmen. Auf handbemalten Kacheln Teller, auf denen die 30 Artikel der UN-Menschenrechtsdeklaration von 1948 angerichtet sind.

Hier ist immer viel los. Menschen ruhen sich vom Shoppen auf der Mariahilfer aus oder vom Besuch im MQ, Essen, trinken, reden. Eine Zigarettenkippe liegt auf einem der Teller, darauf steht: «Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen.» Die Ausdrucksweise ist etwas veraltet, aber die Form des Denkmals zeitgenössisch. Dies ist ein lebendiges Denkmal.

Trotz naiv anmutender Einrahmung der 30 Artikel in eine stilisierte Donaulandschaft verweist das Werk doch auf unsere Mitverantwortung. Zum einen durch den Titel, Wiener Bankett der Menschenrechte und ihre HüterInnen, zum anderen durch ein riesiges rotes Fragezeichen am Boden. Es kommt auf uns an, was wir aus unseren Rechten und Pflichten machen.

In Sichtlinie ein weiteres Denkmal. Es gedenkt des in Abschiebehaft durch Polizeigewalt erstickten Nigerianers Marcus Omofuma. Das Werk war ursprünglich eine Guerilla-Aktion vor der Staatsoper. Der dunkle Stein mit seinen Stapelungen und Einritzungen löst in mir Beklemmungen aus. Wer darf Platz nehmen am gedeckten Tisch, wem bleiben die Menschenrechte verwehrt? Demokratie ist Arbeit, ist fehlbar. Dieses Denkmalensemble honoriert für uns wichtige demokratische Werte und verweist gleichzeitig auf die Unzulänglichkeit der Demokratie sowie ihr wichtigstes Grundprinzip: den Dissens.

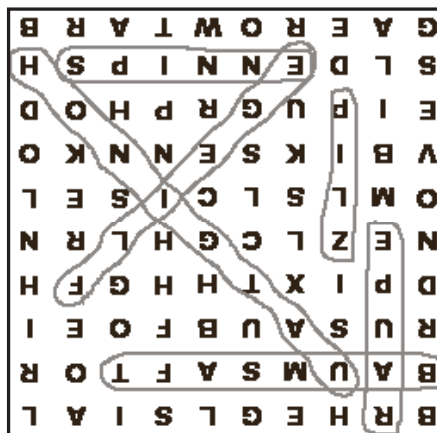


Scheins Denkmal ist lange nicht mehr so strahlend schön wie bei seiner Einweihung. In Anbetracht des Krieges in der Ukraine erhalten seine Abnutzungserscheinungen eine neue Qualität. In Putins Russland werden Denkmäler, die zur kritischen Reflexion aufrufen, nicht errichtet.

Text: Tanja Schult, Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität, zurzeit Gastforscherin in Wien

Foto: Michael Bigus

Lösungen zu Seite 35



Zahlen lügen nicht: Zuwachs an Radfahrten in Wien

Auch im Winter über eine Million

Der Radverkehr nimmt in Wien zu: Gefühlt so stark, dass zu Stoßzeiten Hauptfahrradrouen wie die Operngasse mittlerweile von Velozipedit_innen gemieden werden, wie der Augustin-Redaktion anvertraut worden ist. Die Zählstellen bestätigen die subjektiven Eindrücke: In der Operngasse kam es im Vergleich zum Vorjahr zu einem leichten Plus von zwei Prozent. Den stärksten Zuwachs kann – trotz Steigung – die Argentinierstraße mit 16 Prozent verbuchen. In ganz Wien macht der Zuwachs bloß ein Prozent aus, hier muss aber der durch Corona verursachte Boost mitberücksichtigt werden, denn im Vergleich zum Jahr 2019 beträgt der Zuwachs satte 13 Prozent, wie die MA 46 erhoben hat.

Der Verkehrsclub Österreich (VCO) hat sich die Anzahl der Winterradfahrten (Dezember, Jänner, Februar) näher angesehen und verkündet, dass zum zweiten Mal in Folge die Millionengrenze durchbrochen worden sei. Im Vergleich zum Winter vor fünf Jahren beträgt der Zuwachs gar 68 Prozent. Die Wiener_innen werden offensichtlich winterfester – oder die Angst vor einer Ansteckung in den Öffis war doch größer als jene vor der Kälte.

Auch die Kommune bemüht sich, das Angebot für Radler_innen stetig zu verbessern, was der sogenannte Copenhagenize Index

belegt. Für dieses Ranking werden anhand von 13 Kriterien weltweit Städte mit über 600.000 Einwohner_innen auf ihr Bemühen, das Fahrrad als Verkehrsform zu etablieren, untersucht. In der aktuellsten Veröffentlichung landet Wien erstmals unter den Top Ten, nämlich auf dem neunten Platz. Jetzt nur nicht bequem werden ...

reisch



Foto: JANA MAUZIGON

Winterfeste Bobo-Porsche-Fahrer:
Die Augustin-Mitarbeiter Uwe Mauch (li.) und Mario Lang



Bitte Platz nehmen!

Die in Deutschland geborene und seit 20 Jahren in Schweden lebende und lehrende Kunsthistorikerin Tanja Schult lädt Augustin-Leser:innen zu einem Schreibwettbewerb ein. Ein Gespräch mit der Denkmalforscherin über die Hintergründe ihrer Arbeit und die Situation in Wien.

INTERVIEW: REINHOLD SCHACHNER
FOTO: MARIO LANG

Warum dockt eine Dozentin von der Universität Stockholm im Rahmen eines Forschungsaufenthalts in Wien an den Augustin an? Wären Sie Soziologin oder Kommunikationswissenschaftlerin, wäre es noch verständlich, Sie sind aber Kunsthistorikerin.

An einem meiner ersten Tage in Wien habe ich den Augustin geschenkt bekommen. Das war im Spätsommer. Als ich die Zeitung aufschlug, war ich begeistert. Da war ein langer Beitrag, der sich mit der fehlenden Repräsentation von Frauen im öffentlichen Raum

beschäftigte. Meine Forschungsinteressen überschneiden sich mit dem, was ich in der Zeitung las. Daher habe ich dem Augustin eine Kolumne angeboten. Das erschien mir ein geeignetes Mittel, um auf mein Forschungsprojekt aufmerksam zu machen. Denn ja, ich bin keine Soziologin, will aber wissen, wie Menschen Denkmäler in ihrem Alltag wahrnehmen. Zu meiner großen Überraschung hat der Augustin prompt «Ja» gesagt (die Kolumne erscheint in jeder geraden Nummer unter dem Titel «denk mal», Anm.). Später kam dann die Idee mit dem Schreibwettbewerb hinzu. Wieder wart ihr offen. Das war ein Riesenglück!

Was sind Ihre Forschungsinteressen?

Zurzeit beschäftige ich mich in erster Linie mit Denkmälern – genauer: An wen oder was erinnern Denkmäler in der Demokratie? Zwangsläufig an andere – unter Anführungszeichen – Helden und Ereignisse als in Diktaturen. Und wie sehen diese Denkmäler aus?

Was bezwecken Sie mit dem Schreibwettbewerb?

Ein Schreibwettbewerb ist eine Möglichkeit, um zu erfahren, was Menschen Denkmäler bedeuten. Welche Rollen spielen sie in ihrem Alltag? Sind es bloß Orte, die als Treffpunkte dienen? Oder Orte, die

verstören, zum Protest aufrufen? Oder sieht man sie im [Robert] Musil'schen Sinne gar nicht mehr? Kann ein Wettbewerb dann zum Neusehen einladen?

Der Wettbewerb ist auch eine Möglichkeit, um auf mein Forschungsprojekt aufmerksam zu machen. Ich suche Gesprächspartner:innen, möchte erfahren, was sie über ausgewählte Denkmäler denken. In der Kunstgeschichte werden selten Rezeptionsstudien durchgeführt. Wir Kunsthistoriker:innen sind, etwa im Gegensatz zu Soziolog:innen, nicht dafür ausgebildet. Viele scheuen sich auch davor, Kunsterfahrung messbar zu machen. Es besteht die Angst, missverstanden zu werden, als werte man Kunst im neoliberalen Sinne, wie: Die Kunst muss dieses und jenes leisten, um seine Existenz

Ein Denkmal muss im öffentlichen Raum als künstlerischer Ausdruck bestehen

zu rechtfertigen. Darum geht es mir nicht. Mein Anliegen ist zu fragen «Was macht Kunst mit Menschen?». Lange waren es Historiker:innen, die über Denkmäler geschrieben haben. Ihnen geht es aber vor allem um die Entstehungsgeschichte. Die sieht man dem Denkmal aber selten an. Ein Denkmal muss im öffentlichen Raum als künstlerischer Ausdruck bestehen. Wenn es uns formal nicht anspricht, dann gucken wir nicht hin. Dann gelingt es dem Denkmal aber auch nicht, uns zum Nachdenken anzuregen.

Warum Wien?

Eine Bedingung meiner Universität war, mich im Ausland zu vernetzen. Ich habe mir Wien und insbesondere KÖR – Kunst im öffentlichen Raum Wien – ausgesucht, weil mir diese Organisation sehr progressiv und experimentierfreudig erschien. Wie ich geht KÖR in ihrer Arbeit von einem erweiterten Denkmalbegriff aus. Versteht unter Denkmal nicht nur einen Sockel mit einer figurativen Darstellung drauf. KÖR ist bereit, das Denkmal neu zu denken – formal, wie inhaltlich. KÖR fragt sich auch – wer oder was nicht oder nicht ausreichend repräsentiert ist, und versucht das dann aufzufangen. So

zum Beispiel mit Isabella Kresses Projekt FÜR JOHANNA. Dabei wurde in allen 23 Bezirken eine Birke mit Widmung für Johanna Dohnal gepflanzt. Immer in einem Park, der einem Mann gewidmet ist. Eine subversive Unterwanderung des männlich geprägten Wiener Stadtraums – das gefällt mir.

Ist das Ihr Eindruck von Wien?

Ja, doch. Männer prägen das Stadtbild, ob in den Parks oder auf Denkmälern. Ich denke, Kresses Projekt versucht, dem etwas entgegenzusetzen. Das gelingt leider nicht wirklich, die Ehrung bleibt zu unscheinbar. Aber es ist ein Versuch. Das ist spannend, auch wenn es nicht ganz aufgeht.

Ich frage mich: Was macht der öffentliche Raum und seine Denkmäler mit uns? Was würde es einer Schwarzen Österreicherin bedeuten, mit ihren Kindern einem Denkmal zu begegnen, das eine Schwarze Person für etwas Geleistetes ehrt? Was macht das mit Menschen, wenn sie sich nirgends repräsentiert fühlen?

Zurzeit wird im und durch den öffentlichen Raum – im Denkmal, durch Straßennamen, ausverhandelt, wer wir als Gesellschaft sein wollen. Das ist wichtig. Aber auch für die Demokratie gilt: Wer Macht hat, setzt sich durch. Zwar gibt es in Kopenhagen ein Denkmal für Obdachlose, aber das ist die Ausnahme. Menschen ohne Einfluss haben es natürlich auch in der Demokratie schwer, Denkmäler zu erhalten. Organisationen wie KÖR können versuchen zum Sprachrohr für diejenigen zu werden, die keine Lobby haben. In der Demokratie sind die Machtverhältnisse anders verteilt, und das sollte sich auch in der Stadtlandschaft ausdrücken.

In der Wiener Zeitung plädierten Sie dafür, «dem Genre seine Wandelbarkeit zuzugestehen». Würden Sie bitte dieses Plädoyer auch den Augustin-Leser:innen näherbringen?

Denkmäler geben Aufschluss darüber, wer oder was zu einem bestimmten Zeitpunkt von einer bestimmten Gruppe für wichtig gehalten wurde – und sich durchsetzen konnte. Unsere Gesellschaften sehen heute anders aus als die unserer Großeltern – wir haben andere Werte, stehen vor anderen Herausforderungen, wie dem Klimawandel. Aber der öffentliche Raum spiegelt das zu wenig wider. Warum sollte sich all das nicht im Denkmal zeigen? Aber

Schreibwettbewerb Wiens Denkmäler und ich

Robert Musil postulierte vor fast 100 Jahren, dass nichts so unsichtbar sei wie Denkmäler. Aber ist dem wirklich so? Wir wollen wissen, wie Sie Denkmäler in Wien wahrnehmen, was sie Ihnen bedeuten, welche Sie stören oder was für Denkmäler Sie sich wünschen würden.

Dazu rufen wir zu einem Schreibwettbewerb auf (Prosa oder Lyrik). Formale Vorgaben gibt es keine, doch sollten die Beiträge nicht länger als 7.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) sein.

Drei Beiträge werden mit jeweils 150 Euro prämiert (Drittmittelfinanzierung). Mitglieder der Jury sind die Künstlerin Rosa Andraschek, die 2021 das Ö1-Talentstipendium gewann, der aktuelle Elias-Canetti-Stipendiat und Augustin-Mitarbeiter Richard Schuberth und die Kunsthistorikerin Tanja Schult von der Universität Stockholm, zurzeit Gastforscherin an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, die sich vorbehält, Einsendungen anonym für Forschungszwecke zu verwenden.

Einreichungen per E-Mail an denkmal@augustin.or.at oder per Post an: Redaktion Augustin, Denkmal, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 Wien. Die Texte werden der Jury anonymisiert übergeben.

Einsendeschluss: 20. Juni 2022

Die Gewinner:innen werden im August verständigt.

Mehr Info zu Tanja Schults Forschung und der Möglichkeit, an den Rezeptionsstudien teilzunehmen, unter: www.su.se/english/profiles/tschu-1.223182#

Buchempfehlung:

Tanja Schult & Julia Lange (Hg.):

Was denkt das Denkmal? Eine Anthologie zur Denkmalkultur

Böhlau 2021

261 Seiten, 29 Euro

dabei weiter an figurativen Darstellungen auf hohen Sockeln festzuhalten, erscheint vielen nicht mehr zeitgemäß. In den letzten vierzig Jahren hat sich sehr viel getan. Denkmäler sehen heute ganz anders aus. Manchen fällt es dennoch weiter schwer, bestimmte Werke als Denkmäler zu begreifen. Aber gerade dieser Wandel – nicht nur der Themen, sondern auch der Form ist wichtig, sagt etwas aus. Ich denke, insgesamt korrespondiert dieser Wandel mit dem, was Demokratie ausmacht: Ständig im Wandel zu sein. Das auszuhalten ist nicht immer leicht. Aber gerade in der Wandelbarkeit liegt die Chance auf Veränderung, für mehr Gleichberechtigung. Im Denkmal bedeutet das, dass Menschen mit verschiedensten Hintergründen endlich gesehen werden – Platz nehmen dürfen im öffentlichen Raum. ■

DENK MAL

... zu leise getreten? Eine ältere Dame versichert mir, ich sei am richtigen Ort. Der Pfarer-Mitschke-Park ist klein. Ein Baum mit Widmung könnte hier kaum übersehen werden. «Was soll da sein?» «Ein Denkmal für die Dohnal. Es erstreckt sich über alle 23 Bezirke. Immer eine Birke und am Boden eine Betonplatte mit dem Schriftzug «Für Johanna Dohnal». Immer in einem Park, der den Namen eines Mannes trägt.» «Interessant.» Die Dame nickt anerkennend und schmunzelt. «Aber der 19. ist kaum der richtige Bezirk für die Dohnal.» «Sie wissen, wer das ist?» «Sicher! Bin ihr sogar begegnet. Das war eine Vollblutfeministin!»

Meine Suche geht weiter. Dem Gewimmel des Stadtparks entkommen, am strengen Beethoven und seinem modernen Gegenspieler vorbei, steigt Vorfriede in mir auf. Zum Schwarzenbergplatz! Da wurde ja auch eine Birke für die Dohnal gepflanzt. Ich tauche ein in die Seifenblasen, die aus der Mitte der Skater:innen aufsteigen. Die laute Musik beschwingt mich. In Wien sind viele Jungbäume zu ihrem Schutz weiß getüncht. Nicht leicht, da eine Birke zu finden. Endlich: ein schönes Exemplar mit untypischer, prunkender Krone. Das muss sie sein! Doch keine Widmung. Meine

Begeisterung für die Denkmalidee bekommt einen Knacks. Und überhaupt, wer würde hier im Schatten des monumentalen sowjetischen Ehrendenkmals mit seinem Soldaten am blauen Himmel schon eine Birke als Denkmal wahrnehmen, selbst wenn eine Widmung ihr zu Füßen läge?

Im Karl-Kantner-Park werde ich fündig. Bereits aus den Augenwinkeln sehe ich die Birke, aber mein Blick wird doch auf die Büste des Mannes gelenkt, der dem Park seinen Namen gab. Ordengeschmückt und mit gestutztem Schnauzer blickt er zufrieden auf sein Ottakring. Die junge Birke ist noch in den Windeln, dem grünen Plastiksack. Jungbäume brauchen viel Wasser. Das Unkraut am Boden war fleißig und ist im Begriff, die Widmung zu erobern. Ein paar Frauen führen ihre Hunde aus, ein paar Sportler:innen sich selbst. Gedenkt jemand der Dohnal?

Tanja Schult, Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität, zurzeit Gastforscherin in Wien

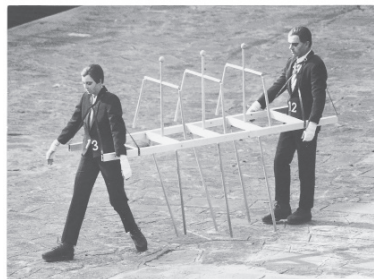
Foto: Michael Bigus



Missing Link: Architekt:innen, die nicht bauten
Genreüberschreitend

Ein «zerfaserter» roter Faden sei durch ihre Arbeiten verlaufen, meint Otto Kapfinger. Der Architekt und Autor gründete 1970 mit seinen NIKOLLEG:innen Angela Hareiter und Adolf Krischanitz das Trio Missing Link, dem das MAK nun eine gleichnamige Ausstellung widmet. Der Untertitel *Strategien einer Architekt*innengruppe aus Wien (1970–1980)* ist tückisch, denn Hareiter ist bereits 1974 ausgestiegen und das verbliebene Duo hat in den 1970er-Jahren so ziemlich alles gemacht, nur nicht als Architekten im klassischen Sinne gearbeitet.

Vom Experimentalfilm (Hareiter hat sich als Filmausstatterin und im Forum Design Linz einen Namen gemacht) über bildende Kunst bis hin zur Stadtentwicklung erstreckte sich ihr damaliges Portfolio. Insbesondere stadtplanerische Forderungen, wie «den Fußgänger:innen die Straße zurückzugeben», sind jetzt, rund 50 Jahre später, wieder von höchster Aktualität. Oder Beobachtungen zu Obdachlosigkeit,



Aus dem Film *16. November, Eine Utopie in 9 wirklichen Bildern, 1972*

die etwa in den Film *Die verstoßene Stadt* oder in das Projekt *Asyleum* mündeten, belegen ein ausgeprägtes politisches Bewusstsein.

Für einen glatten roten Faden in der Schau sorgten die Kurator:innen Sebastian Hackenschmidt und Anna Dabernig, die mit Kontextualisierungen und Querverweisen zu anderen Künstler:innen zusätzliche erhellende Momente, vor allem für Spätergeborene, ermöglichen.

reisch

Bis 2. Oktober
<https://mak.at>

Informative Kuriosa in den *Wiener Naturgeschichten*
Walfische und Wetterballons

Dass die Natur ein riesiges Reservoir für (kuriose) Geschichten bildet, sagt der Hausverstand. Man muss sie nur finden und fachkundig auflösen, wie es der Wissenschaftsjournalist Thomas Hofmann und der Paläontologe Mathias Harzhauser für ihr Buch *Wiener Naturgeschichten* auch getan haben.

Bei fortschreitender Lektüre verlieren ihre «ungewohnten Gedankenketten», die die Autoren «vom Museum in die Stratosphäre» legen, den Anschein eines Kraut- und Rübenackers zugunsten eines abwechslungsreichen Wildwuchses. Und die Informationsebenen kommen dabei auch nicht zu kurz. Exemplarisch dafür steht etwa das Themenfeld Wasser: Man erfährt Näheres über den Walfisch-Hype in Wien, über die Kontroversen um die Donaueregulierung oder über Eismänner und die Tradition des Eisschwimmens.

Auch die vertikale Themenachse verläuft beachtlich: Von auf der Hohen Warte freigelassenen Wetterballons, die die Stratosphäre aufsuchen, bis hinab zu den Erdgasfeldern von Oberlaa. Auch hohen Tieren ist ein Kapitel («Wenn Wissenschaftler Politiker werden») gewidmet, wobei dieses, als einziges, gar ein bisschen nach Kukucksei aussieht.

reisch



Buchpräsentation:
31. Mai, 19 Uhr
Thalia / W3
3., Landstraßer Hauptstr. 2

DENK MAL

Zeit zu handeln. Im Spitz zwischen Kundmann-gasse und Erdbergstraße, etwas erhöht und abge-setzt vom Gehsteig, stehen ordentlich aufgereiht 98 Brutsoldaten im eher tristen urbanen Umraum. Nistkästen wie Gesichter auf knallroten Stelzen-beinen. Strammgestanden! Brüte oder stirb! Wo bin ich denn hier gelandet? Ist das eine ironische Anspielung auf den sozialen Wohnbau in seiner missglückten Variante? Wohl eher ein Eingeständ-nis an die Tierwelt, der der Mensch den Lebens-raum genommen hat, nun aber die Vögel bittet, im Wohnpark einzuziehen. Aufmarschplatzfeeling an der Einflugschneise. Immerhin mietfrei.

Sirenengeheul. Starr vor Schreck verharre ich, bis ich kapiere, dass andere Passant:innen unbe-rührt weitergehen. Test für den Ernstfall. Aber ist der nicht schon längst da?

Josef Bernhards *Warten auf Vögel IV* begann als künstlerische Intervention am Karlsplatz und wird als solche auf dem Schild an der Hauswand gegen-über bezeichnet. Die Einordnung als Kunstwerk ergibt sich aus dem städtischen Kontext, steht es doch direkt neben der *Kleinen Galerie*. Ich über-lege, ob es nicht auch als Denkmal gelesen wer-den kann. Über das menschliche Unvermögen mit der Natur zu leben, sie ständig zähmen zu wollen, eine misslungene Klimapolitik und mangelnde

Stadtplanung nun lebenden Kreaturen aufzuzwin-gen, sie in Sportkäfige zu zwängen oder ihnen auf viel zu kleinem Raum Brutkästen anzubieten. Wie ein Rettungsgebot steht *Warten auf Vögel* da und ermahnt zum Umdenken. Ein Abgesang auf das Anthropozän. Heutige Denkmäler müssen anders aussehen, andere Funktionen haben. Könnte es ihr Sinn sein, zukünftige Katastrophen abzuwehren, statt an vergangene zu erinnern? Wenn wir die Klimakrise nicht bewältigen, wird niemand mehr da sein, um ein Denkmal zu errichten. «Wir stehen selbst enttäuscht und sehn betroffen / Den Vorhang zu und alle Fragen offen.» Ach, Brecht! Der Vorhang ... offen! Worauf warten wir?

Tanja Schult, Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität, zurzeit Gastforscherin in Wien

Foto: Michael Bigus

Zur Erinnerung: Für den Schreibwettbewerb «Wiens Denkmäler und ich» kann noch bis zum 20. Juni eingereicht werden, Details unter: www.augustin.or.at/bitte-platz-nehmen



© FOTO: HOFER / VIENNA

Mit einer so rauschenden Einweihungsparty der Fanblock-Bande auf der Hohen Warte hätten wir nie und nimmer gerechnet. Hintergrund, warum das AUGUSTIN-Logo im Hintergrund zu sehen ist: Der First Vienna FC 1894 und der Dachverband der blau-gelben Fangruppen, die First Vienna Football Supporters 1894, unterstützen Projekte «mit gesellschaftlichem Mehrwert», wie auf der Home-page des Fußballklubs zu lesen ist, indem sie eine Werbebande unentgeltlich zur Verfügung stellen. Die Bande ist aber bei Weitem noch nicht alles: Beim Matchbesuch kann das Becherpfand gespen-det werden und virtuell gibt es im Online-Ticketshop der Vienna die Möglichkeit, per Mausclick den *Augustin* zu unterstützen. – Was für ein großartiger Support! Aber es hätte durchaus nicht gleich eine Flasche solchen Kalibers (eine Doppelmagnum, oder noch größer!?) sein müssen.

Buchtipps: Die Wiener Weltreisende Alice Schalek

Kein Blatt vor dem Mund

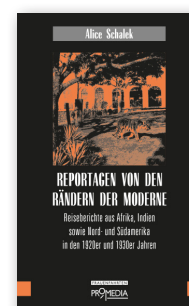
So wie Egon Erwin Kisch sich als «rasender Reporter» in die Litera-turgeschichte einschrieb, könnte Alice Schalek (1874 – 1856) als «rasen-de Reisende» und Reporterin gesehen werden. Zwischen 1900 und den 1930er Jahren war die Wienerin auf allen Kon-tinenten unterwegs, schrieb über das Gesehene, Erlebte und zahlreiche Be-gegnungen. Sie veröffentlichte u. a. in der *Neuen Freien Presse*, schrieb Rei-sebücher und Romane, hielt Radio- und Lichtbildvorträge.

Der Nachwelt ist «die Schalek» als chauvinistische Kriegsberichterstat-terin, der Karl Kraus in *Die letzten Tage der Menschheit* ein unrühmliches An-denken schuf, in Erinnerung. Als Reise-journalistin war sie allerdings sehr offen für andere Kulturen und Men-schen. Wenngleich sie Länder, Leu-te und Kulturen aus dem Blick der ge-bildeten Europäerin sah, war sie doch recht frei von Rassismus und Exotis-mus. Äußerst selbstbewusst reiste sie allein und nahm sich kein Blatt vor den Mund. Sie beschränkte sich nicht da-rauf, Landschaften und Brauchtum zu beschreiben, sondern begleitete Aus-wandernde nach Südamerika, besuche-te Bergwerksiedlungen in Chile, nahm

an indischen Parlamentssitzungen teil und interviewte Mahatma Gandhi, erlebte eine Heuschreckenplage in Ost-afrika und knüpfte überall Kontakte zu Frauenrechtlerinnen.

Alice Schalek stammte aus einer wohlhabenden, gutbürgerlichen, jüdi-schen assimilierten Familie, sie selbst war dem evangelischen Glauben beige-treten. 1939 konnte sie Österreich ver-lassen und ließ sich schließlich in New York nieder, wo sie kaum noch publizis-tisch tätig war. Unter dem Titel *Reportagen von den Rändern der Moderne* gab Gabriele Habinger 2021 eine Auswahl von Schaleks journalistischen Arbeiten in der Buchreihe *Frauenfahrten* heraus.

JL



Alice Schalek: Reportagen von den Rändern der Moderne. Reiseberichte aus Afrika, Indien sowie Nord- und Süd-amerika in den 1920er und 1930er Jahren. Herausgegeben und bear-beitete von Gabriele Habinger. Promedia 2021. 296 Seiten, 27 Euro

DENK MAL

Bitte lächeln. Am Ende der Mariahilfer Straße, nicht weit vom Tisch der Menschenrechte und dem Denkmal für Marcus Omofuma, befindet sich die Gerngross-Säule. Ich blicke die Rahlstiege hinab. Auf Fotos erschien das dem Architekten Heidulf Gerngross gewidmete Werk wie ein moderner Obelisk. Strahlend schön, blitzweiß. Obgleich fast 6 Meter hoch wirkt es von dieser Anhöhe aus doch eher unaufdringlich. Auch nachdem ich die Treppe hinuntergestiegen bin, hat die Säule nichts Monumentales an sich. An traditionelle Denkmäler erinnert noch die hübsch begrünte Achtungszone, die der Säule gebührenden Abstand sichert und den Autos einen Wendekreis. Ansonsten: keine Spur von Größenwahn oder Männerkult. Ein paar Schritte nur vom kapitalistischen Kettenkaufrauschkommerz und dem faden Gerngross-Kaufhaus stapeln sich hier weißgetünchte, nunmehr eher eierschalfarbene Mist- und Blumenkübel übereinander.

Franz Wests Werk ist gekrönt von einem Riesenei. Darauf ein spiegelverkehrter Schriftzug, der auf seinen Namensgeber verweist. Welches Küken wird hier ausgebrütet? Ich muss schmunzeln. Was für eine herrliche Persiflage auf männlichen Künstlerkult und Denkmalwahn. Neben der Treppe dient eine Freifläche als Pausenraum für die angrenzende Schule. Ein Lehrer hat Aufsicht. Lautes Lachen, der Ball stutzt immer wieder gegen die Wand. An der Schule prunkt stolz die Pride-Flagge. Drei Tafeln erinnern an herausragende Frauen. Der kleine Platz gegenüber vom Kino ist Johanna Dohnal gewidmet. Die Welt, sie dreht sich doch. Das Küken ist flügge.

Tanja Schult, Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität, zurzeit Gastforscherin in Wien

Foto: Michael Bigus



Körperarbeit im Augarten mit Augustin-Bezug

Shiatsu und Sport

Nach pandemiebedingter Pause laufen in diesem Jahr wieder zwei Projekte im Augarten, von denen auch der *Augustin* profitiert: Bei *shiatsu im park* fließt Geld in unsere Vereinskassa, bei der Parksportkultur ist unsere Fußballwerkself Nutznießerin.

Zu Ersterem: Jeden Sonntag bis zum 11. September (nur bei Schönwetter) werden im Augarten bei der Schankwirtschaft von 10 bis 17 Uhr Shiatsu-Behandlungen angeboten (Kostenpunkt: 15 Minuten 20 Euro, 30 Minuten 30 Euro), wobei die Einnahmen vom 7. August zur Gänze dem *Augustin* zugutekommen. Möge sich daher die Wettergöttin an diesem Termin von ihrer besten Seite zeigen!

Zu Zweiterem: Jeden Samstag bis zum 30. Oktober (ausgenommen 30. Juli und 6. August) wird die inoffiziell nach der mythologischen Göttin benannte Dianawiese der Allgemeinheit zur kostenlosen Benützung geöffnet. Bei diesem Grundstück handelt es sich aber nicht um ein Jagdgebiet, wie der Name suggerieren könnte, sondern um einen Schulsportplatz, der viele Stücker spielt. Das Haar in der Suppe: Offiziell ist er nach einem sogenannten Turnvater benannt, von dem sich aber der Projektbetreiber, der Verein Parksportkultur, und der *Augustin* distanzieren.



Eine diskret durchgeführte Shiatsu-Behandlung

Zurück zum Eigentlichen: Die Öffnung dieser Sportanlage an Samstagen (9.30 bis 21 Uhr) für die Allgemeinheit ist mit (überschaubaren) Kosten verbunden. Eine Basisförderung ist zwar durch die Lokale Agenda 21 gegeben, doch für einen reibungslosen Betrieb sollten zusätzlich rund 3.000 Euro über Crowdfunding eingespielt werden (die Kampagne läuft noch bis zum 31. August auf www.respekt.net). Nicht zuletzt auch dafür, damit die Kicker:innen vom SW Augustin auf der Dianawiese am Ball bleiben können.

reisch

<https://parksportkultur.at>
www.shiatsu-im-park.at

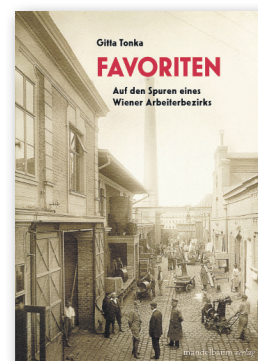
Favoriten-Buch einer befangenen Autorin

Prägnante Spurensuche

Gitta Tonka ist Favoritnerin vierter Generation, Tochter einer Widerstandskämpferin und eines Wehrmarchdeserteurs, pensionierte Volksschuldirektorin, Grätzleguide und neuerdings Buchautorin. Die Aufarbeitung der Memoiren ihrer Mutter Oswalda Tonka (*Buchengasse 100. Geschichte einer Arbeiterfamilie*, Promedia Verlag 2016) machte sie auf die Geschichte Favoritens als «Arbeiterbezirk» neugierig. Als Resultat dieser Neugierde liegt nun die Publikation mit dem schlichten Titel *Favoriten. Auf den Spuren eines Wiener Arbeiterbezirks* vor. Nur, so schlicht der Titel auch klingen mag, Gitta Tonka verwebt darin eine «objektive» Geschichtsschreibung des zehnten Wiener Gemeindebezirks mit ihrer Familiengeschichte in kunstfertiger prägnanter Kürze: nämlich auf bescheidenen 160 Seiten, die obendrein noch mit vielen und sehr treffend ausgewählten Illustrationen und Fotos bereichert sind.

Es ist auch eine – wenn auch nicht extra betonte – Arbeiter:innengeschichte aus weiblicher Perspektive, denn Gitta Tonka greift für die familiär gefärbten Passagen hauptsächlich auf die Erzählungen und Aufzeichnungen ihrer Großtanten Hilda und Wicki Sokopp sowie ihrer Mutter zurück. Das ergibt in Kombination mit klassischen historischen Quellen ein eher unkonventionelles Geschichtsbuch und sorgt damit für Abwechslung.

reisch



Gitta Tonka:
Favoriten. Auf den Spuren eines Wiener Arbeiterbezirks
Mandelbaum 2022
160 Seiten, 18 Euro

DENK MAL



FOREVER / LENA LIESELOTTE SCHUSTER, FOTO © MARTINA STAFFI, 2021

Anders. Amüsiert folgen unsere Blicke den Handys: Wo lassen sich zwischen Wallensteinplatz und Prater Werke von Carlos finden? *FOREVER* ist ein virtuelles Denkmal, das sich über eine App erschließt. Allein dadurch werden herkömmliche Grenzen von Materialität und Öffentlichkeit in Bezug auf das Genre neu gedacht. Hinzu kommt: Carlos war eine Französische Bulldogge. Doch er war nicht irgendein Hund, der das Personen Denkmal um eine nicht-menschliche Kategorie erweitert. Er war Künstler, Kollege von Lena Lieselotte Schuster, die sein Schaffen als Bildhauer und Performer nach seinem Tod verewigen wollte. *FOREVER* ist eine humorvolle Erweiterung des Genres, eine erfrischende Ironisierung des männlichen Künstlerkults und des Kunstbetriebs an sich, aber auch eine ernstgemeinte

Hinterfragung, wer für denkmalwürdig gehalten wird und wie Denkmäler heute aussehen können.

In *FOREVER* bleibt das Besetzen des realen Stadtraums virtuell und temporär. Das kann als bewusste Verweigerung verstanden werden, dem überfüllten Stadtraum noch ein weiteres Zeichen aufzudrängen. Vorbeigehende werden kaum verstehen, dass wir ein Denkmal performen. Aber vielleicht spricht sich Carlos' Ruhm herum und das seltsame Verhalten an bestimmten Orten wird allmählich als huldigende Geste wiedererkannt? Ein Eintauchen in die poetische Ästhetik der Kartonobjekte ist ein meditatives Erlebnis, das sich lohnt.

www.carlosforever.app

Tanja Schult, Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität

Laufpublikum trifft auf Neue-Musik-Nerds
Und es macht ZONK!?!?

Es scheint in Wien einen stillen Wettbewerb unter Veranstalter:innen zu geben, wer den schrägsten Ort für Open-air-Konzerte präsentieren kann. Gut unterwegs ist Oliver Hangl mit seinen Baulücken-Konzerten. Oder der Kultursommer Wien mit dem No-Future-Setting beim ASK-Erlaa-Platz. Doch den besten Riecher für ausgefallene Aufführungsorte im Stadtraum hat zurzeit wohl ein Ensemble, das just das Wort «Studio» im Namen trägt: das Studio Dan.

Benannt nach einem Album von Frank Zappa und gedacht als «große Formation» der JazzWerkstatt Wien hält es nun zum zweiten Mal das Festival *ZONK!?!?* in der Brigittenau ab. Im Programm befinden sich «Klassiker der zeitgenössischen Musik ebenso wie Aktuelles aus Österreich», wie es im Begleittext heißt. Es wird dabei, was selten vorkommt, auch Laufpublikum auf Neue-Musik-Nerds treffen, etwa in der Unterführung beim Friedrich-Engels-Platz (17. Sept., 18.30 Uhr).

Nicht unerwähnt soll die Festivalzentrale bleiben, nämlich das Xian (Rauscherstraße 17). Eine vom Künstler Florian Schmeiser – ihm ist auch der Central Garden am Donaukanal zu verdanken – unschnöselig geführte Sake-Bar (alkohol. Reisgetränk). Und wenn wir schon bei der Gastro im 20. Bezirk sind noch ein Tipp: der Lebenstrom (Dammstraße 13). Ein durchaus eigenwilliger Name für ein Vorstadt-wirtshaus im besten Sinne mit wunderschöner Gaststube, etwas schräger Speisekarte und großartigem Preis-Leistungs-Verhältnis.

reisch



15. – 18. September
www.studiodan.at

Die Unterführung beim Friedrich-Engels-Platz zählt zu den niedrigschwelligsten Bühnen für zeitgenössische Musik

© NIK HUMMER

MieterHilfe
Mietrecht | Mietkauf | Mietspiegel

#wienwohntbesser
Die MieterHilfe kämpft für Ihr Recht beim Mieten.
Jetzt anrufen und kostenlos informieren!
01/4000 8000
mieterhilfe.at

DENK MAL

Hoffnung. Am Volkertmarkt springt mir eine Frau direkt in den Weg. Mit ihrer Bierdose weist sie auf einen leeren Sockel. Widerwillig lasse ich mich mitreißen. Zum Glück! Denn dieses scheinbar herkömmliche Denkmal hätte ich glatt übersehen, nicht zuletzt weil dessen skulpturaler Aufbau fehlt und der Sockel ziemlich ramponiert aussieht. Ganz aufgeregt erklärt sie mir, worum es hier geht. Ich nicke amüsiert, bin beeindruckt. Tatsächlich ist dieses Werk ein wunderbarer, ironischer Kommentar und zugleich subversive Unterwanderung des männlich geprägten Stadtraums. Und mehr als das: ein utopischer Zukunftsentwurf. Denn das vor meiner Nase stehende Denkmal ist laut Inschrift aus dem Jahr 2055 und erinnert daran, dass eine Frau, die in diesem Bezirk mit hoher Migrationsrate aufgewachsen ist, 2045 den Nobelpreis in Wirtschaft erhielt. Statt der turmhohen Ehrung eines

selbstverliebten Mannes am Stubentor, der Arbeiter Wasserleitungen hat bauen lassen, heißt's hier minder imposant, aber farbenfroh: «Alles ist möglich – Du, Mädchen, wirst eines Tages studieren, wichtige Entdeckungen machen und dafür sogar öffentlich geehrt!» Wunderbar! Humor ist selten im Denkmal, Utopien auch. Beides braucht unsere Welt mehr denn je. Verwirklicht wurde dieser Zukunftsentwurf 2006 von Helmut und Johanna Kandl. Der Sockel wurde dieses Jahr restauriert, der skulpturale Aufsatz, eine Balkenwage, wartet nach wiederholtem Vandalismus auf bessere Zeiten, in denen Männer Erfolge von Frauen stehen lassen können.

Tanja Schult, Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität und Gastforscherin in Wien

Foto: Michael Bigus



Die zwei Seiten des Architekten Karl Schwanzer

Opportune Koryphäe

Er sei ein atypischer Professor bzw. eine Koryphäe gewesen, erzählen Szenekundige in der Dokumentation *Er flog voraus – Karl Schwanzer | Architektentopem*. Atypisch im Sinne von progressiv für Wiener (Nachkriegs-)Verhältnisse, denn er «machte ein Fenster zur Welt auf» und ließ sich auf Spinnereien von Studierenden ein. Diese Haltung ist allerdings beim jungen Karl Schwanzer noch nicht zu spüren, auch wenn er sich im Jahr 1940 das Fenster nach Polen geöffnet hat, genauer zum Kreisbauamt der von den Nazis eingenommenen polnischen Stadt Rybnik und dort eine dem Regime andienende Dissertation verfasste.

Das alles war unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg kein Hindernis, um Karriere zu machen – weder auf der Uni noch in der Privatwirtschaft. Und rund 70 Jahre später für den Filmemacher Max Gruber offensichtlich auch noch immer nicht Thema, denn er präsentiert Karl Schwanzer erst ab den frühen 1960er-Jahren mit den beiden spektakulären Gebäuden 20er-Haus im Schweizergarten und das Philips-Haus am Wienerberg.

Über diese biografische Auslassung kann auch kein Nicholas Ofczarek als durchaus humorvoller Rezitator in Doppelfunktion, nämlich sowohl für Texte über Schwanzer als auch für Originalzitate, hinweghelfen. Oder die von Benjamin Swiczinsky gestalteten animierten Szenen. Wenigstens liefert

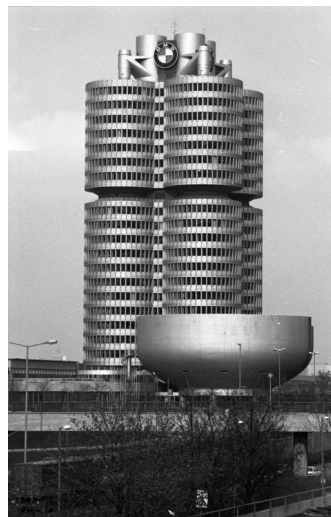


Foto: Bundesarchiv, München

Karl Schwanzer konstruierte für BMW diesen Vierzylinder

der Abspann indirekt noch die Erklärung für das Geschwurbel von Vertretern der BMW-Gruppe im Film: Es steht außer Zweifel, dass das für diesen Autokonzern entworfene Verwaltungsgebäude in München, der sogenannte Vierzylinder, nach 50 Jahren noch immer ein Hingucker ist, aber wohl nicht der hinreichende Grund für deren Auftritte sein kann – eher die Mitfinanzierung dieser Produktion.

Ab 14. Oktober im Kino

reisch

Ein Festival für Selbstverständliches Reparieren als Mode

Jetzt werde sogar schon das Reparieren, was eine Selbstverständlichkeit sein sollte, zur Modeerscheinung, lautete der Kommentar einer Passantin beim Erblicken eines Plakats vom *re:pair festival*. Manch vernünftiges Tun braucht halt einen An Schub, um wieder ins Bewusstsein gerückt zu werden, wie eben das Reparieren. Wobei hier ausnahmsweise einmal die Politik mit der Einführung des Reparaturbonus' früher als die Kulturszene dran gewesen ist.

Das *re:pair festival* ist von Tina Zickler konzipiert, die letztes Jahr mit dem Memento Mori ein fulminantes Festival zum Thema Tod aus der Totenhaube gezaubert hat. Reparieren hängt indirekt auch mit dem Tod zusammen, nämlich ihn auf die lange Bank zu schieben, indem Geräte oder Gegenstände quasi wiederbelebt werden. Was Reparatur aber sicher nicht leisten kann, ist der Klimakrise wirkungsvoll entgegenzutreten, wie gerne behauptet wird. Vielmehr ist es eine symbolische Handlung, die auch Spaß machen und zu Erfolgserlebnissen führen kann, falls man selbst Hand anlegt.

Selbstredend bietet das Festival dazu auch Workshops an, etwa zu Visible Mending – sichtbares und kreatives Flickern von Kleidungsstücken. Sehr sinnvoll, denn die Winterpanier wird in Anbetracht der horrenden Energiepreise wohl bald auch in Innenräumen getragen werden müssen und dementsprechend verschleifen und reißen.

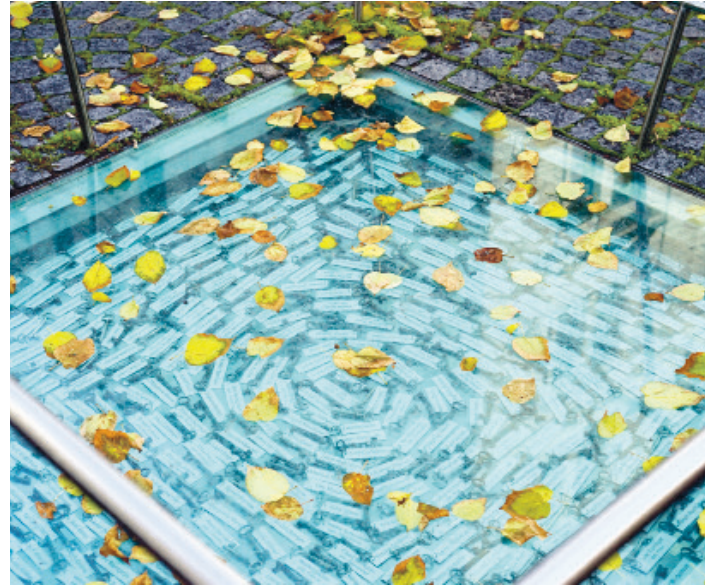
reisch

15. Oktober bis 6. November
www.repair-festival.wien

DENK MAL

Stilles Gedenken. «Freilich kenne ich das!» Bei einem meiner Besuche am Denkmal *Schlüssel gegen das Vergessen* in der Servitengasse im 9. Bezirk komme ich mit einem Mann mit Rauschebart à la Kaiser Franz Joseph ins Gespräch. Sauber und adrett gekleidet trinkt er mit einem Freund ein Bier. Der 67-Jährige ist obdachlos und schläft an der Donau. «Jedes Kind hat einen Schlüssel zu seinem Zuhause. Diese Leute sind alle weg. Vertrieben. Ermordet. Die Schlüssel passen in kein Schloss mehr. Aber die Häuser sind noch da. Da wohnen heute andere Leute.» Hab' ich verdutzt geguckt, als er mir die Symbolik des Denkmals so eindrücklich erklärte?! «So etwas wie das ist für uns, die auf der Straße leben – wir schauen uns das an, wir haben Zeit nachzudenken –, die anderen hechten immer nur vorbei, auf dem Weg zur Arbeit, in Sorge, wie sie noch mehr Geld machen können.» Ich beiße mir auf die Zunge, möchte die gestellte Frage zurücknehmen: «Ist es wichtig, an das zu erinnern, was hier passierte?» «Schwierig», antwortet er. Ich schäme mich. Was soll ein Mann sagen, der keinen Schlüssel, kein

Zuhause hat? Mir wird schmerzhaft bewusst: Erinnerungszeichen wie diese setzen zu können, ist auch ein Privileg. Aber ich bin dankbar, dass der Verein *Servitengasse 1938* sich dieses Privileg nahm. Es war mit viel Arbeit verbunden, so manche Widerstände mussten überwunden werden. Aus einer privaten Initiative einer Hausgemeinschaft erwuchs ein Verein, dem es gelang, die Unterstützung des Bezirks und der Anrainer:innen zu sichern. Das Denkmal wurde nicht zum Endpunkt einer begonnenen Aufarbeitung, im Gegenteil. Dessen wachsende Akzeptanz zog andere Projekte nach sich, führt nun zur Verkehrsberuhigung der Straße und weiteren Erinnerungszeichen. So sieht demokratische Erinnerungskultur aus. An jedem 9. November organisiert der Verein eine Gedenkveranstaltung. Dieses Jahr kann ich beim Verlesen der Namen für die als Jüd:innen vertriebenen Bewohner:innen und Geschäftsbesitzer:innen der Servitengasse nicht dabei sein. Aber ich weiß: Es gibt genug Menschen, die meinen Platz einnehmen, denn dieses Denkmal ist fest in seinem Grätzl verankert.



Tanja Schult ist Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität und war Gastforscherin in Wien

Foto: Mario Lang

Ein schwarzhumoriges Buch zum Thema Bestattung

Der «Hugo» im Big Mac

Das Leben, hier besser gesagt, der Tod erzählt Geschichten, die viel zu verrückt und absurd sind, um erfunden zu sein. 71 solcher Geschichten – diese Anzahl in Anlehnung an die Tramlinie 71, die zum Zentralfriedhof führt – hat Patrick Budgen zusammengetragen und nachrecherchiert. Ausgangspunkt bildeten Erzählungen von Peter Holeczek, dem Leiter der Kundenservicezentrale der Wiener Bestattung. Dieses kommunale Unternehmen ist mittlerweile bekannt für seinen geradlinigen schwarzen Humor, der mit diesem Kooperationsprojekt prolongiert wird.

Der Autor Patrick Budgen, der dem ORF-Publikum als Moderator der Sendung *Wien heute* bekannt sein dürfte, fragte über die Wiener Bestattung hinaus auch noch bei privaten Bestattungsunternehmen nach und erfuhr von reichlich – durchaus auch indiskret – erzählten Schnurren. Viele Namen dürften, besser, sind hoffentlich geändert worden, außer bei den Promis Niki Lauda oder Udo Jürgens, die es post mortem mit Einträgen ins Werk *Schluss – mit lustig. Wahre Wiener Begräbnisgeschichten* geschafft haben.

Man darf es aber nicht für bare Münze nehmen, dass sich die Geschichten genau so, wie sie niedergeschrieben sind, auch abgespielt haben. Man ist gut beraten, sich mit einem wahren Kern zufriedenzugeben, denn der ausschmückende Schreibstil des Fernsehmoderators wirkt

mit Fortdauer schematisch und entlarvt sich schließlich selbst. Nichtsdestotrotz stößt man auf weiterbildende und wahrlich skurrile Passagen: Wussten Sie etwa, dass bei Airlines im Gepäckraum transportierte Leichen als «Hugo» bezeichnet werden, als Abkürzung für «human gone» (verstorbenen Mensch)? Oder dass Säрге in Übergröße im Szenejargon «Big Mac» heißen? Dass (innige) Tierliebe auch über den Tod hinaus Bestand hat? Auch Grabbeigaben spielen heutzutage noch eine Rolle, so weiß der Autor etwa von einer Bowlingkugel, aber auch von einer – und diesen irdischen Irrsinn kann man nicht erfinden – Leberkäsemmel zu berichten.

reisch



Patrick Budgen: *Schluss – mit lustig. Wahre Wiener Begräbnisgeschichten* edition a 2022 192 Seiten, 22 Euro

Ganz Wien frogd si, wos 's dem Augustin vaerben tat'



An Schas mit Quastl, sogd da Kalchbrenner Wastl. A liabe Idee – hobds ia vielleicht a bessere?



Dem Augustin ein bisschen was vererben, damit das ganze Projekt Augustin weiterlebt. Susanne Efthimiou hilft gerne weiter. 01 / 587 87 90-10 Augustin ... wos'n sanst

DENK MAL

Ach. Ach Karl, da thronst Du nun auf Deiner hohen Torte! Die «Schande»-Schriftzüge auf dem Sockel bleiben Dir verborgen. Daher kannst Du weiter unbekümmert vor Dich hin lächeln. Erfolgreich hast Du Dich als moderner bürgerlicher Gegenspieler des Kaisers in Deine Stadt eingeschrieben. Aber Vorsicht, nimm die Hände vom Herzen! Freu Dich nicht über die bunten Gaben vor Dir! Die zusammengetragenen Ehrungen: gekippt, gestürzt. Das Sammelsurium zu Deinen Füßen: ein Scheiterhaufen. Das Wien, das Du mitgeformt hast, ist nicht mehr. Schmerzlich vermisst wirst aber nicht Du, sondern die Leerstelle, die durch die Vertreibung und Ermordung der jüdischen Wiener:innen entstanden ist. Deine antisemitische Hetze hat den Weg für diesen Hass mit vorbereitet. Doch nichts davon findet sich in Deinem Denkmal.

Die Zivilgesellschaft will schon lange nicht mehr in Deiner zurechtgerückten Stadt leben. Wer das übersehen hat, ist so blind, wie Du im Alter wurdest. Deine idealisierte Überhöhung lässt davon

nichts ahnen. Dein bronzenes Gesicht ist ebenmäßig schön.

Ach Karl, komm runter von Deinem Sockel und mit in den 2. Bezirk, in die Arnezhofstraße 7! 2009 brachte eine Privatperson hier sieben Tafeln auf der Hausfassade an. Sie zeigen: Das Problem ist viel größer als Dein Denkmal am Stubentor und der missglückte Gabentisch davor. Die Tafeln informieren darüber, dass unter Deiner Zeit als Bürgermeister die Straße nach Kaplan Johann Ignaz Arnezhof benannt wurde, ausdrücklich gewürdigt für sein Mitwirken bei der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung aus dem Unteren Werd 1670. Daneben finden sich die Namen der Hausbewohner:innen, die Opfer des Holocaust wurden, und der Verweis, dass die Wiener Stadtregierung keine erklärende Zusatztafel anbrachte.

Karl, komm mit in das alte Wagenwerk! Das wird Dein zukünftiges Zuhause. Den Sockel hole ich nach. Im neugeschaffenen Museum für toxische Denkmäler wird Aufarbeitung möglich sein. Und am Stubentor Platz für Neues.



Tanja Schult ist Kunsthistorikerin an der Stockholmer Universität und war Gastforscherin in Wien

Foto: Michael Bigus

Mährisch-niederösterreichisches Literaturprojekt

Lesevirus in Grafenwörth

Die Bücherei von Grafenwörth ist über die Gemeindegrenze hinaus nicht unbedingt von großer Bedeutung. Trotzdem hat die tschechische Schriftstellerin Markéta Pilátová eine achtstündige Anreise mit öffentlichen Verkehrsmitteln auf sich genommen, «nur» um diese Bücherei zu besuchen!

Die Mühen haben sich für sie aus zweierlei Gründen gelohnt: Erstens konnte sie feststellen, dass sich die Gegend um Grafenwörth und die Haná, die südmährische Ebene, wo ihre Urgroßmutter gelebt hatte, sehr ähneln. Zweitens, und ein noch aufschlussreicheres Rechercheergebnis: Lesen ist ansteckend. Zwei pubertierende Mädchen und zugleich intensive Nutzerinnen der Bücherei in Grafenwörth hätten nämlich ihre Eltern während der Pandemie mit dem Lesen infiziert. Das ist bemerkenswert, denn in aller Regel wird der Lesevirus von Älteren auf Jüngere übertragen, aber nicht umgekehrt.

Markéta Pilátová ist eine von insgesamt acht Schriftsteller:innen (weitere Gertraud Klemm, Iva Procházková, Thomas Sautner, Ferdinand Schmatz, Marek Šindelka, Lydia Steinbacher und Marek Toman), die im Sammelband *Worte über Orte. Bibliotheken im Nachbarland* mit kurzen Prosatexten vertreten sind. Das übergeordnete Ziel war immer das gleiche, eine, wie der

Untertitel verrät, Bücherei im Nachbarland. Die Wege dorthin führten auch durch Vergangenes und/oder Autobiografisches, wobei gegenwärtige Eindrücke und Beschreibungen nicht auf der Strecke geblieben sind. Die Beiträge, die in der Muttersprache verfasst und in die Sprache des Nachbar:innenlandes übersetzt worden sind, gehen auch als (ungeschminkte) Reiseberichte aus dem Sommer 2022 durch. Immerhin stehen hinter diesem Projekt keine Tourismusverbände, sondern die Mährische Landesbibliothek, der Treffpunkt Bibliothek und das Literaturhaus NÖ, sonst wäre Melk auch nicht so schlecht weggekommen.

reisch



Kostenloser Download:
<https://literaturhausno.at/doc/worteorte.php>

Ganz Wien frogd si, wo's dem Augustin vaerben tat'



An Pöz vo da Omi, mant de Stelzhammer Moni. A liabe Idee – hobds ia vielleicht a bessere?



Dem Augustin ein bisschen was vererben, damit das ganze Projekt Augustin weiterlebt. Susanne Efthimiou hilft gerne weiter: 01 / 587 87 90-10

Augustin ... wo's'n sunst!